

Aus der Zeit Fr. Wilhelms I. berichtet ein Geschichtsschreiber: „Wenn der König nach der Friedrichstadt kam, um die Bauten zu besichtigen, flüchteten die Leute, machten Türen und Fenster zu, und die Straßen waren leer und öde.“

Und nicht nur in Berlin, allerorts zitterte und bebte man, ängstigte man sich bei dem bloßen Gedanken, der König könnte in der Nähe sein und unversehens um die Ecke biegen: „Wer ist Er? Was tut Er?“

Er war Preußens Gewissen, der Wächter, dem nichts entging, der Drillmeister, der nichts durchgehen ließ. Er verlangte viel, und es war schwer, vor seinem unbestechlichen Blick zu bestehen. Die Zuchtschule war hart, sogar der Generalfeldmarschall von Grawert nannte Preußen eine „Galeere“. Ohne sie aber wären Friedrich Wilhelms Untertanen nie die Preußen geworden, die später ihr Land zur Keimzelle des Reiches machten. Die Preußen aber sahen damals nur so weit, wie die Nase reicht. Statt ihrem König Anerkennung und Verehrung zu zollen, die dieser große Erzieher, wie jeder Sterbliche, noch zu seinen Lebzeiten genießen wollte, begegnete man ihm wie einem launischen, in seiner Willkür unberechenbaren Despoten; eilichen Eseln erscheint er ja noch heute so.

Was wunder, wenn ihm zuweilen die Galle überlief.

„Warum reißt Er vor mir aus?“ fragte er einst einen, den er eingeholt hatte.

„Ew. Majestät — weil ich mich fürchte.“

Zornig prügelte der König ihn durch, in einem fort rufend: „Lieben, lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!“

Als Tert für den Breslauer Dankgottesdienst nach der Schlacht bei Mollwitz bestimmte Friedrich der Große Thim. 2, Vers 12. Darob geriet man am Hofe Maria Theresias in solche Empörung, daß Friedrich ein Dementi für rassam hielt: Es wäre ein bedauerlicher Fehler vorgekommen, der Seher hätte statt Vers 1, 2 Vers 12 gesetzt . . .

Timotheus 2, Vers 12 steht geschrieben: „Zu lehren aber verstatte ich dem Welbe nicht, noch sich zu erheben über den Mann, sondern sich ruhig zu verhalten.“

Bei dem Überfall der Österreicher auf das preußische Feldlager bei Hochkirch verlor Friedrich 10000 Mann. Unter den Gefallenen war auch Feldmarschall Keith. Stolz schrieb sein Bruder der von Friedrich nicht minder hochgeschätzte Lord Mareschal: „Mein Bruder hat mir eine schöne Erbschaft hinterlassen. Er hatte soeben in ganz Böhmen an der Spitze einer Armee die Kontribution eingetrieben, und ich habe 62 Dukaten bei ihm gefunden.“

Von Bauten brach Blücher in Eilmärschen auf, um Anfang Oktober 1813 bei Wartenberg über die Elbe zu setzen und sich — zu Napoleons sehr unangenehmer Überraschung — mit der Armee des schwedischen Kronprinzen Bernadotte zu vereinigen. Eben das wünschte man nicht im Teplitzer Hauptquartier der Verbündeten. Nach Österreichs Willen sollte Napoleon keineswegs vernichtet werden, dieweil man vor allem die eine wahrscheinliche Folge fürchtete: Preußens Wiedererstarken. Dazu kam, daß Napoleon Kaiser Franzens Schwager war, kurzum, Blücher — der geschworen hatte, Napoleon, sowie er in seine Gewalt kam, aufzuhängen — sollte an die Kette gelegt werden. Er sollte nach Böhmen abbiegen und sich dort mit Schwarzenbergs Armee vereinigen. Also ward Friedrich Wilhelm III. veranlaßt, Blücher den entsprechenden Befehl zu schicken.

Der König schickte ihn einmal und noch einmal, ohne eine Antwort zu erhalten. Blücher las sie überhaupt nicht; denn zu seinen Gepflogenheiten gehörte, Befehle, die er während der Durchführung einer von ihm für notwendig befundenen Operation erhält, in aller Seelenruhe ungeöffnet in die Tasche zu stecken. Des Königs dritter Befehl traf ein, als der Übergang über die Elbe so gut wie vollzogen war. Jetzt öffnete Blücher alle drei, las sie und gab sie Gneisenau zur Beantwortung. Diese lautete: „Ew. Majestät, unsere Köpfe stehen zu Ihrem Befehl — aber wir kommen nicht.“ Und weil sie den Mut hatten, nicht zu kommen, konnte Napoleon 2 Wochen später umzingelt und bei Leipzig vernichtend geschlagen werden.

Kurz vor seiner Abreise aus Paris 1814 erhielt Stein den Besuch seines alten Freundes v. Schlabrendorf, den er lange Zeit nicht gesehen hatte. Auf dessen Frage, ob er im Gefolge Fr. Wilhelms II. nach England gehen würde, erklärte Stein unwirsch: „Ich mag nicht mit nach England, mich begaffen lassen.“

„Später rufen Ihre Dienstgeschäfte Sie wohl nach Wien“, meinte v. Schlabrendorf.

„Dienstgeschäfte?“ — Ich habe keine, ich diene niemandem.“ „Schon recht, weil Sie allen dienen. Das ist eine republikanische Gesinnung, die mag in Deutschland vielfältig nottun.“ Stein erwiderte: „Wir wollen keine Republik in Deutschland.“ „Nun, Sie haben sich doch der freien Städte treulichst angenommen“, suchte v. Schlabrendorf ihn in die Enge zu treiben. „Das ist etwas ganz anderes, Schlabrendorf.“

„Ich will auch gar nicht eigensinnig sein, und will die Republik fallen lassen. Aber republikanische Gesinnung werden Sie doch in keinem Staat entbehren können, und jeder Fürst muß sie im eigenen Interesse wecken und nähren.“

„Was Sie meinen, erkenne ich an“, sagte Stein. „Aber wir haben eine andere Benennung, wir nennen's Gemeinssinn.“

Am 19. 3. 1848 erließ Fr. Wilhelm IV. den Aufruf „An meine lieben Berliner“, der die Versöhnung bringen sollte und in der Tat auf viele einen tiefen Eindruck machte. „Wer det liest und heult nich, det is een Hund“, rief ein alter biederer Handwerksmeister, und die Tränen rollten ihm über die Wangen. Es gab freilich auch andere! In der Breitenstraße hatte man die Tölpel begangen, den Aufruf an ein Pumpengehäuse anzuschlagen, just unter einer Granate, die vom Tage vorher dort steckte. Diese Zusammenstellung reizte die Gemüter wieder auf. „Det Eisen zeist, was man von die Worte zu halten hat“, hieß es erbittert, und die Erregung stieg zur Krawallstimmung. Zum Glück war eine richtige Berliner Schnauze da, die sich vernehmen ließ:

„Der Aufruf is Marke Erbkönig . . . Und biste nich willig, so brauch ich Gewalt.“

Brausendes Gelächter. Die Empörung ebte schnell ab, und man ging in die nächste Stampe, den Witz zu begreifen.

Nach Bismarcks Entlassung ergriffen nur wenige so vernehmlich Partei wie jener alte Forstmeister aus Marquartstein in Oberbayern, von dem Ludwig Thoma später erzählte.

Lange hörte der eisgraue Basuware, ein Krleger von 1870/71 dem Stammtischgespräch über Bismarck und Wilhelm II. zu, still, aber grimmig und reichlich Bier trinkend. Plötzlich sprang er auf seinen Stuhl und schrie in das dichtgefüllte Wirtshaus Majestätsbeleidigungen, eine immer saftiger als die andere. Seine erschrockenen Freunde suchten ihn zu beruhigen.

„Und von mir aus passiert mir, was mag! Das ist mir wurscht!“ rief er über ihre Köpfe hinweg und wiederholte seine Verbalinsurien gegen Wilhelm II. nur desto lauter.

Was ihm passierte? Lassen wir Ludwig Thoma antworten: „Es war schön, daß sich unter den Hunderten nicht einer fand, der den Alten denunzierte.“

Bismarck hielt sich nicht für unfehlbar, auch war er nicht der Despot, als den seine Feinde ihn hingestellt haben. Sachlichen Widerspruch durchaus vertragend, würde er mit dem Reichstag von sich aus schon ausgekommen sein. Aber die meisten Abgeordneten begegneten ihm weniger sachlich. Ihr Verhalten konnte vielleicht auch gar nicht anders als von Neid und Mißgunst bestimmt sein, womit die Kleinen, wenn ein Großer sie überschattet, sich Luft machen. Bei all der Gehässigkeit, Bosheit, Niedertracht, die sie dem Reichsgründer entgegenbrachten, was war hier Schuld, was Schicksal?

Oft hat Bismarck geklagt, daß sie ihm so übel mitgespielen, oft, wenn seine Nerven zu reißen drohten, wild aufbegehrt, womit er diese Behandlung verdient hätte? Wohl nie aber äußerte er sich erschütternder als 1886 zu den Primanern des Ragerburger Gymnasiums, die ihm im Sachsenwald begegneten:

„Reichskanzler können Sie nicht alle werden. Aber wenn Sie einmal Reichstagsabgeordnete werden, so machen Sie Ihrem Reichskanzler das Leben nicht allzu sauer.“ Nicht allzu sauer, damit würde er sich schon zufrieden gegeben haben.

Aus Friedrich Syben: „Preußische Anekdoten“. Zweiterlei will der Verfasser: Zum einen durch seine auf Memoiren und Biographien aufgebauten Anekdoten die Männer, die von 1410 bis 1898 preußisch-deutsche Geschichte machten, von dem Wust der ihnen angedichteten Wesenszüge befreien, ein einwandfreies Bild ihrer Charaktere zeichnen und so unser Geschichtsbild um wertvolles Wissen bereichern, zum andern endlich den „Anekdotenmachern“ den Garaus machen, die heute eine Anekdote von diesem, morgen dieselbe von jenem zu berichten wissen. Und noch ein drittes hat Friedrich Syben erreicht: In klarer, scharfgeschliffener Sprache hat er Muster jener Anekdote geschaffen, die in wenigen Worten ganze Menschen und Situationen umreißt.

Umfang über 450 Seiten, mit acht ganzseitigen politischen Karikaturen aus vergangenen Jahrhunderten, in Leinen RM 6.40.

Die Auslieferung erfolgt in beschränktem Umfang in der Reihenfolge der Vorbestellungen etwa am 15. Dez. Horst Siebert Verlag, Berlin (Z)